ERBANLAGEN

INVESTORENUMFRAGE Noch nie waren die Deutschen in Gelddingen so verunsichert. Was Eltern und Großeltern Rendite brachte, funktioniert heute nicht mehr.

Günter Wolf spürt die Kälte, als ihn die Stimme seines Vaters weckt. Die Wände des Zimmers, das er sich mit seinem Bruder teilt, bieten so wenig Schutz vor den eisigen Temperaturen, dass die Tinte, die in dem kleinen Fässchen auf dem Tisch neben dem Fenster steht, oft über Nacht gefriert. Der Ton ist barsch und duldet keinen Widerspruch: „Aufstehen, es wird gleich wieder dunkel."

Es ist sechs Uhr früh an einem Januarmorgen des Jahres 1955 in einem kleinen Dorf im Hintertaunus. Jeden Samstag wirft Heinrich Wolf seine beiden Söhne um diese Zeit aus dem Bett. Gerade noch Zeit für ein schnelles Frühstück. Anschließend geht es an die Arbeit. Den Rest des Tages helfen Günter und sein Bruder ihrem Vater beim Ausbessern und Renovieren des Hauses der Familie. So geht das schon seit zwei Jahren, seit der gelernte Zimmermann das baufällige Fachwerkgebäude für 500 Mark gekauft hat. Wenn sie ihr Werkzeug am Abend aus der Hand legen, ist es meistens tatsächlich bereits wieder dunkel.

Heute ist Günter Wolf 72 Jahre alt und sitzt in einem schwarzen Ledersessel im Büro seines Sohnes Ottmar. Der 36-Jährige ist Partner des Frankfurter Vermögensverwalters Wallrich Asset Management. Von seinem Büro kann er die verschneite Treppe des „Café

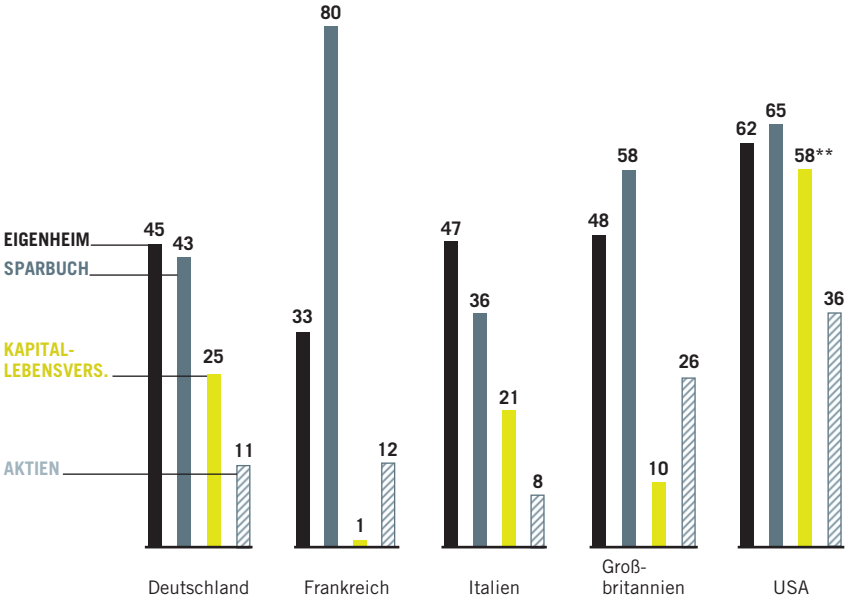
FOTO: [M] ANDREAS REEG FÜR MANAGER MAGAZIN

DAS FAMILY OFFICE

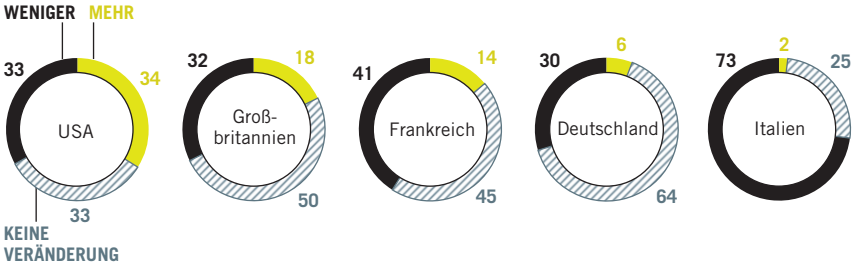
GROSSVATER, SOHN, ENKEL – die Basis für das Familienvermögen schuf Heinrich Wolf (Bild auf dem Sideboard) mit dem Kauf eines baufälligen Fachwerkhauses. Sohn Günter baute es mit Immobilien, Aktien und Lebensversicherungen aus. Enkel Ottmar verdient mit der Passion seiner alten Herren sein Geld als Vermögensverwalter.

BETON BEVORZUGT Wie sich deutsche Anleger im internationalen Vergleich verhalten

In welche Anlageformen haben Sie investiert?
Angaben in Prozent der Befragten*



Glauben Sie, dass Sie künftig mehr oder weniger sparen werden als in den vergangenen zwölf Monaten? Angaben in Prozent der Befragten



*Mehrfachnennungen möglich; **Fondsgebundene Lebensversicherung. Quelle: GfK Verein Grafik: **manager magazin**

Laumer“ an der Bockenheimer Landstraße im Westend beobachten, auf der gerade eine ältere Dame im Pelzmantel steht. Dort, wo schon der Philosoph Theodor Adorno seine Rieslingschorle zum Frühstück trank, macht auch Ottmar gelegentlich Pause. Auch wenn der frisch gepresste Orangensaft fünf Euro kostet. Also umgerechnet ein Fünfzigstel dessen, was das Haus der Wolfs vor 60 Jahren insgesamt gekostet hat.

Die Schufterei seines Vaters an den endlos langen Samstagen hat sich jedenfalls gelohnt. „1965 haben wir das Haus für 100 000 Mark verkauft“, erinnert sich Wolf senior. „Kaufpreis mal 200 in etwas mehr als zehn Jahren“, rechnet sein Sohn mit einem breiten Grinsen nach. Denn er weiß genau, dass Renovierung und Verkauf des Eigenheims der Großeltern auch die Basis für die eigene komfortable finanzielle Ausstattung legten.

So wie den Wolfs ging es vielen im Nachkriegsdeutschland: Sie bauten Häuser oder setzten sie wieder instand und sahen dabei zu, wie die Preise stiegen. Das Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit war auch ein Immobilienboom.

Seither hat sich das Eigenheim als Grundlage des eigenen Vermögens unlöschbar in das kollektive Anlegergedächtnis der Deutschen eingebrannt. Es ist noch immer mit weitem Abstand das beliebteste Investment der Republik. 79 Prozent der Bundesbürger finden ein eigenes Haus oder eine eigene Wohnung als Geldanlage attraktiv – nur 9 Prozent sind ausdrücklich anderer Meinung (siehe Grafik Seite 122).

Dies zeigt eine einzigartige Investorenumfrage des Marktforschungsinstituts GfK Verein, deren Resultate manager magazin exklusiv präsentiert. 2000 Deutsche und je 1000 Anleger in acht weiteren europäischen Ländern und den USA wurden für die Studie nach ihrem Anlageverhalten, ihrer Vermögenslage und ihren Erwartungen gefragt.

EINE REPUBLIK IN SCHOCKSTARRE

Die größte Investorenumfrage ihrer Art offenbart auch die Hauptmotive der deutschen Anleger: Sie sind getrieben von Inflations- und Verlustängsten und dem Wunsch, Steuern zu sparen. Die Folgen zeigen die Daten der GfK-Studie: Die Deutschen sind vermögenstechnisch einseitig aufgestellt. Der Anteil der Aktien- und Fondsbesitzer stellt eine verschwindend kleine Minderheit dar. Knapp 80 Prozent des Geldvermögens liegt in Sparbüchern und Lebensversicherungen oder ist auf Fest- und Termingeldkonten angelegt. Eigenheim, betriebliche Altersvorsorge und Gold rangieren in der Beliebtheitsskala ganz weit oben. Alles Sparformen, die entweder Schutz vor Verlusten suggerieren oder Steuervorteile bei Erträgen und Wertzuwächsen versprechen.

Gleichzeitig zeigt die GfK-Studie ein tiefes Misstrauen gegen Finanzinstitutionen. Zwei Drittel der Deutschen glauben nicht daran, dass es der Europäischen Zentralbank gelingt, die Preise stabil zu halten. Und mehr als die Hälfte der Befragten traut in Sachen Altersvorsorge überhaupt niemandem mehr – weder der Bundesregierung samt staatlicher Rentenbürokratie noch Banken und Versicherern (siehe Grafik Seite 123).

Die Konsequenz: Nur 5 Prozent der Bundesbürger glauben, dass sie 2013 mehr sparen werden. Aber fast ein Drittel wird vermutlich weniger auf die Seite le-

FOTO: GULLIVER THEIS FÜR MANAGER MAGAZIN

DER ZAHLENVERSTEHER

DIE FAMILIENTRADITION von André Le Prince ist trotz der französisch-indischen Wurzeln seines Vaters (im Hintergrund mit dem kleinen André) sehr deutsch. Die Eltern kauften sich ein Haus und finanzierten ihr Feriendomizil mit den Erträgen aus mehreren Lebensversicherungen.

DER EIGENE ANLAGESTIL ist deutlich wagemutiger. Der Wirtschaftsprüfer kauft global investierende Fonds und wartet auf günstige Gelegenheiten. Eingestiegen ist er etwa nach dem Beginn der US-Invasion im Irak Ende März 2003 und nach der Lehman-Pleite Ende 2008.

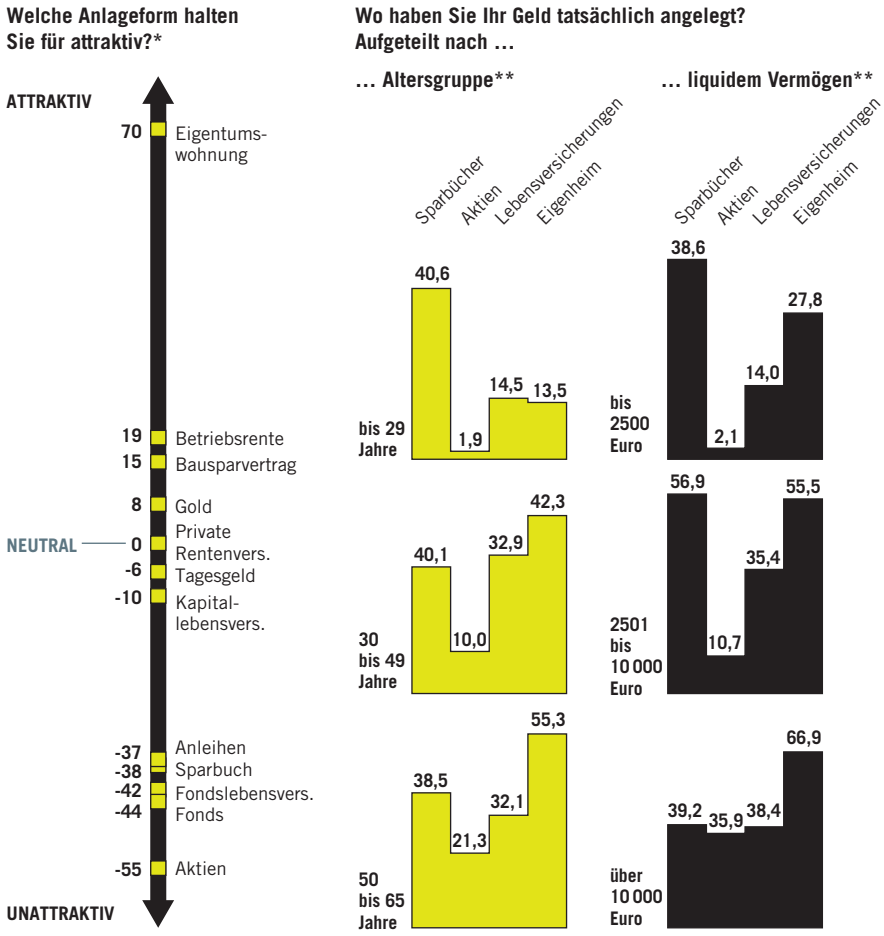
gen – obwohl sich das Kapital wegen der niedrigen Zinsen kaum vermehrt und die Bürger daher eher mehr sparen müssten, um im Alter genug zu haben.

Dass ihre Finanzen sich in die falsche Richtung entwickeln, diesen Verdacht haben die Deutschen durchaus. Auch dies belegen die Daten der GfK-Studie. Der Großteil der einstmals bevorzugten Anlageformen wird heute als unattraktiv wahrgenommen.

Nur Konsequenzen daraus haben die Bundesbürger noch keine gezogen. Das Geld steckt nach wie vor in den kritisch beäugten Papieren und Sparverträgen. „Man kann sagen, dass sich die Deutschen derzeit in einer Art Schockstarre befinden", sagt Joachim Goldberg, der mit seinem Unternehmen Cognitrend schon seit vielen Jahren die Psyche der Anleger erforscht. „Sie wissen, dass ein Großteil der einst bewährten Spar- und Anlageformen nicht mehr richtig funktioniert. Weil sie aber keine Ahnung haben, wohin sie mit ihrem Geld sollen, warten sie einfach ab."

Es sind die Wünsche und Ängste der Eltern und Großeltern, die das Vermögen der Kinder und Enkel beherrschen. „Viele entscheiden in Geldangelegenheiten völlig intuitiv", analysiert der Kapitalmarktprofessor Andreas Hackethal von der Goethe-Universität Frankfurt. „Dadurch verzichten sie auf Rendite, gehen unnötig hohe Risiken ein und sind schlecht auf Finanzkrisen vorbereitet." Die Gefühlswelt des deutschen Anlegers ist noch immer von Ereignissen geprägt, die nun bald einhundert Jahre zurückliegen:

AKTIEN VERBOTEN Welche Anlageformen die Deutschen favorisieren und wo sie tatsächlich investieren



*Angabe „Attraktiv" abzüglich der Angabe „Unattraktiv" in Prozent der Befragten; **Angaben in Prozent.
Quelle: GfK Verein

Grafik: manager magazin

Krieg, Weltwirtschaftskrise und Inflation. Oft hat der Vermögensverwalter Ottmar Wolf die Geschichte vom Urgroßvater gehört, der bei den Farbwerken Höchst arbeitete „und so wenig Geld in der Lohntüte nach Hause brachte, dass er aus Scham die 30 Mark hinter die Stubentüre legte, anstatt sie seiner Frau in die Hand zu geben".

Das war 1920. Drei Jahre später war der Mann dann Milliardär. Viel kaufen konnte er sich allerdings nicht davon – selbst der Versuch, sich einen neuen Ofen anzuschaffen, scheiterte kläglich. Als es Ottmars Urgroßvater im Mai 1923 gelungen war, eine Kuh zu verkaufen, die er zuvor einem Verwandten auf dem Dorf abgeschwatzt hatte, schaffte er es vom Taunusörtchen Brombach nicht rechtzeitig bis ins sieben Kilometer entfernte Usingen. Als er dort ankam, war der Preis des Herds bereits so stark gestiegen, „dass er für den Verkaufserlös der Kuh nur noch den Aschekasten hätte kaufen können", erzählt Ottmar Wolf.

Noch als Schüler bekam Günter Wolf die Eine-Milliarde-Reichsmarkscheine zu sehen, wenn der Alte sie mit den Worten „Seht her, ich bin ein reicher Mann" aus der Kommodenschublade holte.

Für den 72-jährigen Günter Wolf sind solche Erzählungen deshalb keineswegs nur Schreckensmärchen längst vergangener Tage. „Ich habe diese Dinge oft gehört und fürchte, dass uns Ähnliches wieder bevorsteht", sagt er. „Denn wir sind heute alle hoch verschuldet, und statt Schulden abzubauen, machen wir ständig neue. Das ist, als ob ich versuchen würde, Feuer mit Benzin zu löschen."

Der pensionierte Steuerberater ist auf seine alten Tage zum Schwarzseher geworden. Er weiß, dass er heute nicht mehr weit käme, wenn er versuchen würde, sich auf die gleiche Weise ein Vermögen zusammenzusparen, wie er das in den 60er und 70er Jahren getan hat. Damals setzte er auf die Sparklassiker der Bundesbürger wie die Lebensversicherung und den Bausparvertrag. Die aber werfen heute so wenig ab, dass sie zum langfristigen Vermögensaufbau kaum noch etwas taugen.

Zehn Bausparverträge hatte er unterschrieben und angespart, bevor er sich Mitte der 60er Jahre sein erstes Eigenheim baute. Haus Nummer zwei, das Anfang der 80er Jahre folgte, zahlte er mit einer Lebensversicherungspolice ab. „Die warf damals zwischen 5 und 6 Prozent Rendite ab. Die Erträge waren steuerfrei, und die Prämien konnte man bei der Steuererklärung geltend machen", erinnert er sich.

Einen erklecklichen Anteil seiner heutigen Altersbezüge sparte er in dieser Zeit per Policen an – wie die meisten anderen Deutschen auch. Noch heute besitzen die rund 82 Millionen Bundesbürger etwa 90 Millionen Lebensversicherungsverträge.

Doch als Basis für den Aufbau künftiger Vermögen geben die Policen nicht mehr viel her. Die Steuervorteile sind gestrichen, und statt 4 Prozent garantieren die Konzerne neuen Kunden nur noch 1,75 Prozent. Auf sehr viel höhere Renditen können die Anleger in den kommenden Jahren kaum hoffen, weil mehr als 80 Prozent der Kundengelder in wenig attraktiven Zinspapieren stecken.

Ottmar Wolf hat seine Police deshalb vor ein paar Monaten gekündigt. „Ich glaube nicht mehr an das Modell Lebensversicherung", sagt er. „Bei den Niedrigzinsen, die wir derzeit haben, kann ich nicht sehen, wie das langfristig funktionieren soll."

Das frei gewordene Geld steckte er in Wertpapiere, hauptsächlich Aktien. Wie er es sich von seinem Vater abgeschaut

hatte. Wolf senior kaufte sich schon 1957, als er noch Lehrling bei einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft war, drei Concentra-Anteilscheine. Es war einer der ersten Aktienfonds, die nach dem Krieg auf dem Markt waren. Die Kurse gab es per Telefonansage, die Gewinne wurden in Pfennigbeträgen abgerechnet.

Richtig gepackt hat ihn die Börse allerdings erst knapp vier Jahre später. Es war Anfang der 60er Jahre – die große Zeit der Volksaktien, als Staatskonzerne wie Veba, Preussag oder Volkswagen privatisiert wurden. Erstmals brach so etwas wie Aktienfieber aus. Als VW an die Börse ging, setzte wie dreieinhalb Jahrzehnte später bei der T-Aktie ein regelrechter Run ein. Zusätzlich angeheizt von Sozialrabatten, durch die der Emissionspreis für Kinderreiche und Geringverdiener von 350 auf 262,50 Mark sank.

Günter Wolf, der damals als 19-Jähriger 100 Mark im Monat verdiente, mobilisierte Freunde und Bekannte, die für ihn VW-Papiere zeichnen sollten. „Ansonsten hätte ich viel weniger bekommen", erinnert er sich an den damaligen Ansturm. Am Ende wurden die Papiere verlost, der SPIEGEL schrieb von der „Bonner Glückslotterie".

Am 7. April 1961 zogen dann tatsächlich viele das große Los. Die Aktie startete mit 750 Mark und legte bis zum Sommer auf über 1000 Mark zu. „Als ich 21 war, habe ich mir von dem Gewinn einen VW Käfer gekauft", erinnert sich Günter Wolf.

Der Erfolg an der Börse hatte nicht nur das erste eigene Auto zur Folge, sondern eine ziemlich zweifelhafte Lektion. Gute Aktien waren für Günter Wolf fortan nicht Papiere mit stetigen Kursverläufen und stabilen Dividenden, sondern Titel, die sich innerhalb weniger Monate verdoppeln oder verdreifachen. „Ich wollte wissen, wie ich aus Aktien noch mehr machen kann", sagt er.

Mit seiner Vorliebe für Kapitalmärkte und Unternehmensanteile hebt sich Günter Wolf deutlich von der Masse ab. Anders als Amerikanern oder Briten fehlt den Bundesbürgern die Begeisterung für Dividendentitel. Den Daten der GfK-Studie zufolge haben sogar die Niederlande und Schweden mit 15 und 39 Prozent einen höheren Anteil von Aktionären.

Wolf senior begann also in Börsenbriefen nach Geheimtipps zu fahnden und Jahre später auch mit Optionsscheinen zu zocken. Ottmar kann sich noch gut an die eng bedruckten Aktienblättchen erinnern, die zu Hause den Briefkasten verstopften.

Für seinen Vater galt damals: Schwarz oder Rot – entweder vervielfacht sich der Einsatz innerhalb kürzester Zeit um den Faktor vier bis acht, oder das Geld ist eben weg. Ottmar, der in den 90er Jahren zunächst für die SGZ- und dann für die BHF-Bank arbeitete, redete seinem alten Herrn die hochriskanten Kurswetten wieder aus, bevor die Krisen der Jahrtausendwende die Vermögensverhältnisse der Familie ernsthaft beschädigen konnten. Seither beschränkt sich der Senior wieder auf Aktien.

DIE TEUREN FEHLER DER DEUTSCHEN

Für die meisten Privatanleger ist es die gefährlichste Phase ihrer Börsenkarriere – eine Art Schwebezustand von grenzenloser Risikobereitschaft und einer gehörigen Portion Selbstüberschätzung. „Viele wagen zunächst nur kleine Einsätze. Nach zwei, drei oder vier Erfolgen haben sie dann das Gefühl, ihre Aktieninvestments unter Kontrolle zu haben", sagt Börsenpsychologe Goldberg. „Sie fangen an, potenzielle Gefahren zu ignorieren und die eigenen Fähigkeiten viel zu hoch einzuschätzen."

Das gängigste Symptom: Der Versuch, mit nur einer Handvoll Titel besser abzuschneiden als der Dax. „Wenn deutsche Anleger überhaupt Aktien haben, dann im Durchschnitt sechs oder sieben einzelne Titel", analysiert Goldberg, der seine Erkenntnisse in seinem Mitte Februar erschienenen Buch „Genial einfach entscheiden" zusammengefasst hat.

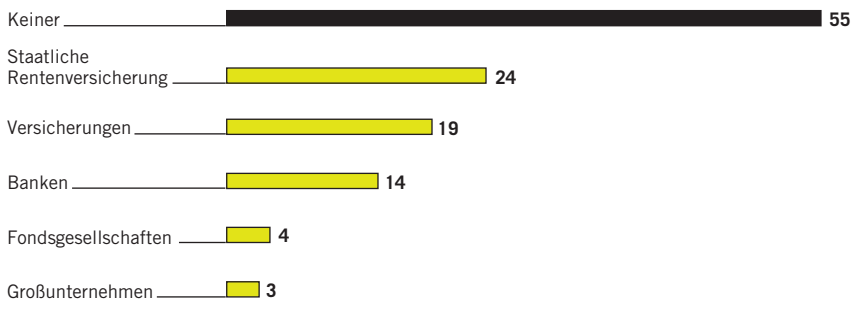
Tatsächlich aber steigt mit der Fokussierung auf wenige Unternehmen das Verlustrisiko überproportional an. Die Wahrscheinlichkeit, sich in eine Problemfirma einzukaufen, deren Verluste nicht durch die Gewinne anderer Titel wettgemacht werden können, ist hoch. „Erst ab etwa 30 internationalen Aktien ist ein Portfolio ausreichend breit gestreut", sagt Finanzprofessor Hackethal. „Depots mit nur zwei oder drei nationalen Werten haben dagegen im Schnitt ein doppelt so hohes Verlustrisiko bei gleicher Renditechance."

Hackethal hat über Jahre das Verhalten Tausender deutscher Anleger verfolgt, darunter sowohl Kunden von Online-Brokern als auch von Filialbanken. „Insgesamt schneidet der typische Anleger auch vor Kosten im Durchschnitt 5 Prozent schlechter ab als der gesamte Aktienmarkt", sagt der Frankfurter Ökonom. Nicht zuletzt, weil die viel zu häufig platzierten Kauf- oder Verkaufsorders unverhältnismäßig hohe Kosten verursachen.

Dass die Deutschen viel zu wenig auf die Kosten ihrer Anlageentscheidungen achten, belegen die GfK-Daten indirekt noch auf eine andere Weise. Mit Lebensversicherungspolicen und Bausparverträgen präferieren viele Anleger Finanzprodukte, bei denen üblicherweise hohe Verwaltungs- und Vertriebskosten zu Buche schlagen.

Den richtigen Zeitpunkt erwischen die Anleger dagegen weit weniger oft, als sie

VERTRAUEN VERLOREN Welchen der folgenden Institutionen trauen Sie, wenn es um Ihre persönliche Altersvorsorge geht? Angaben in Prozent der Befragten*



*Mehrfachnennungen möglich. Quelle: GfK Verein

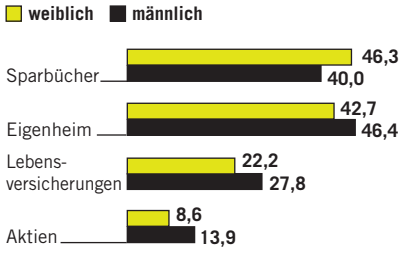
Grafik: **manager magazin**

FRAUENQUOTE Weibliche Anleger stehen mehr auf Zinsen als auf Dividenden

ABGESICHERT Nichts zu verlieren und das gesparte Geld schnell und problemlos zur Verfügung zu haben, darauf legen Frauen den Daten der GfK-Studie zufolge größeren Wert als Männer. Auf diese Vorlieben deuten im Wesentlichen zwei Indikatoren hin: Erstens haben über 46 Prozent der weiblichen Anleger Teile ihres Vermögens auf Sparbüchern deponiert, während dies nur 40 Prozent der Männer tun. Auch unter den Anhängern von Festgeldkonten und Sparplänen liegt der Frauen- über dem Männeranteil. Zweitens geben über 21 Prozent der weiblichen Befragten an, dass sie Teile ihres Geldes entweder zu Hause oder in einem Bankschließfach aufheben. Bei den Männern sind dies nur rund 17 Prozent.

ABGESCHRECKT Weibliche Anleger trauen offensichtlich dem wenig berechenbaren Auf und Ab an den Aktienmärkten nicht. Nur rund 8,6 Prozent der befragten Frauen geben an, direkt in Dividendentiteln investiert zu sein. Bei den Männern sind es immerhin knapp 14 Prozent. Noch deutlicher wird die Differenz, wenn es um die Anlage in Aktienfonds geht. Während immerhin 19 Prozent der befragten Männer sich zum Besitz von Investmentfonds bekennen, sind es nur 12,8 Prozent der Frauen.

WEIBLICHE VORSICHT Wie Männer und Frauen ihr Geld anlegen, Angaben in Prozent*



*Mehrfachnennungen möglich.
Quelle: GfK Verein
Grafik: manager magazin

es sich selbst zutrauen. „Häufiges Kaufen und Verkaufen verschafft Anlegern nur die Illusion, dass sie die Situation unter Kontrolle haben", sagt Goldberg.

Weniger ist in diesem Fall mehr. „Vernünftig wäre es, einen Indexfonds zu kaufen, der ein globales Börsenbarometer wie den MSCI World abbildet, das Papier zu halten und kleinere Krisen zu ignorieren, bis das Geld für Anschaffungen oder die Aufbesserung der Rente gebraucht wird", empfiehlt die Hamburger Vermögensplanerin Ellen Ehrich.

Doch dafür fehlt es an Disziplin und Durchhaltevermögen. Wie sehr beides auf die Probe gestellt werden kann, bekam Günter Wolf kurz nach der Jahrtausendwende zu spüren. Bis dahin hatte er alle Einbrüche tatsächlich einfach ausgesessen, den Crash von 1987, die Russland- und Asienkrise Ende der 90er Jahre.

„Ich habe nie die Nerven verloren", erinnert er sich. „Obwohl es manchmal besser gewesen wäre, die schlimmsten Verlustbringer gleich zu verkaufen." Warum er zwischen Herbst 2000 und Frühjahr 2003 wider besseres Wissen auch an seinen schlimmsten Flops festhielt?

„Es gibt eine Hemmschwelle, sich selbst einen Verlust einzugestehen. Man muss sich sagen: Ich habe etwas falsch gemacht. Das ist manchmal ziemlich schwer", sagt Wolf und beschreibt damit einen klassischen Anlegerfehler. So wie er nach der Jahrtausendwende verkaufen die meisten bei Verlusten viel zu spät. In der Hoffnung, ihr Minus wieder wettzumachen, vergrößern sie ihre Verluste, anstatt sie zu begrenzen.

Viele Deutsche sind noch immer von den Folgen der implodierenden Internetblase des Jahres 2000 und der Pleite der US-Investmentbank Lehman Brothers verschreckt. „Der Großteil will so etwas nie wieder erleben und hat sich deshalb komplett von Aktien verabschiedet", sagt Kapitalmarktforscher Goldberg.

Dabei hätte sich in diesen Jahren der Mut zum Risiko gelohnt, wie das Beispiel des gelernten Wirtschaftsprüfers André Le Prince zeigt. Der Hamburger mit französisch-indischen Wurzeln griff im Frühjahr 2003 und im Herbst 2008 massiv bei global gestreuten Aktienfonds zu, die er bis heute gehalten hat. Den Einsatz hat er seither verdoppelt und verdreifacht.

Der Rest der Republik schaute dagegen nur unbeteiligt zu, als der Dax um 29 Prozent zulegte. Nur 11 Prozent der Deutschen besitzen überhaupt Aktien, zeigt die GfK-Umfrage. Lediglich die Älteren und die Gutverdiener trauen sich hierzulande auf den Aktienmarkt. In der Altersgruppe zwischen 50 und 65 Jahren ist mehr als jeder fünfte Aktionär. Bei den Deutschen mit einem fünfstelligen liquiden Vermögen besitzt sogar jeder Dritte Aktien (siehe Grafik Seite 122, rechts).

So gesehen, passt der 72-jährige wohlhabende Pensionär Günter Wolf dann doch ins Durchschnittsprofil des deutschen Aktionärs. Aus dem Rahmen fällt er, weil er sich gegen die Verlustängste der meisten Deutschen immunisiert hat.

„Die Verluste nach dem Jahr 2000 waren nicht erfreulich. Aber das hat mich psychisch nicht stark belastet, weil ich ja nicht nur Aktien hatte", sagt er. Der ehemalige Steuerberater sieht sein Vermögen als Gesamtkunstwerk aus Aktien, Lebensversicherungen und Immobilien.

ERFOLGSFAKTOR PRIMÄRTUGEND

Genau das ist es, was viele andere versäumen, sagt Wirtschaftsprofessor Hackethal: „Die meisten Anleger betrachten Sparverträge und auch Wertpapiere separat. Verluste machen sich deshalb auch bei jeder dieser Einzelpositionen schmerzhaft bemerkbar. Würden sie dagegen den Blick auf ihr Gesamtvermögen richten, müsste ihnen eigentlich klar sein, dass bei einem vergleichsweise kleinen Aktienanteil die anteiligen Verluste weniger spürbar sind und das Risiko damit durchaus tragbar ist."

Sohn Ottmar hält sich in Geldangelegenheiten eisern an die Familientradition. „Mindestens 20 Prozent sollten in Aktien liegen, die Kursschwankungen kann bei einem solchen Depotanteil jeder vertragen", findet er. Denn selbst wenn die Kurse nochmals wie 2000 oder 2008 um 50 Prozent einbrechen sollten, bedeutet das für das Gesamtvermögen lediglich einen Rückgang von 10 Prozent.

Nur in puncto Immobilien schlägt er aus der Art. Zusammen mit seiner Frau und den beiden Kindern wohnt er zur Miete, und das soll auch so bleiben. Ihm erscheint der Markt leergekauft, die Preise sind ihm zu hoch. Der Vater sieht es gelassen, solange sich der Sohn an eine andere Grundregel hält: „Die wichtigste Investition ist die eigene Bildung. Dann kommt die Familie. Danach kann man schauen, was man macht mit dem übrigen Geld." *Mark Böschen/Dietmar Palan*